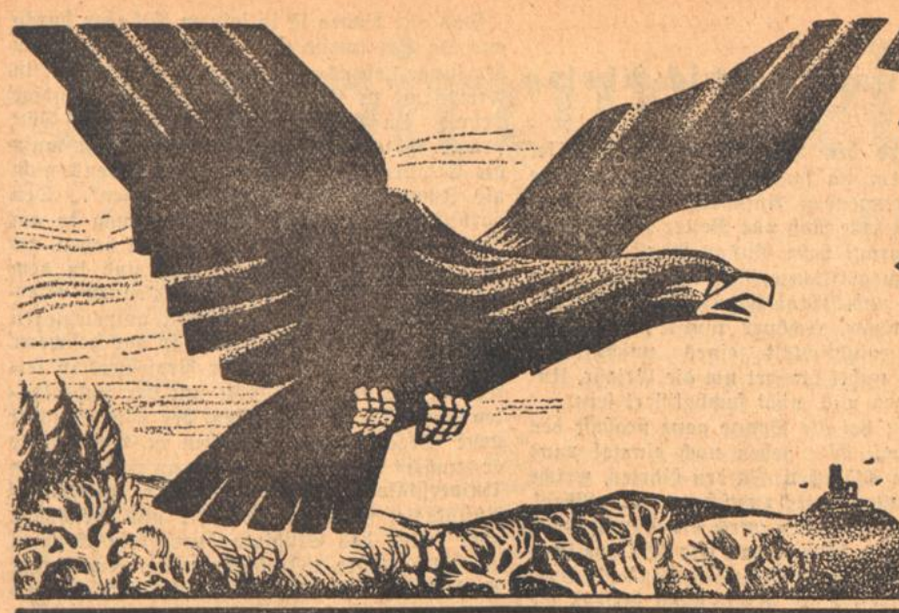
Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

16 (22.4.1934)

Visual Library



Der Führer am Sonntag

Folge 16 – Jahrgang 1934 | Wochenbeilage des „Führer" | Sonntag, den 22. April 1934

Volk der Mitte

Viele Deutsche benützten immer gerne das Gleichnis vom „goldenen Mittelweg", wenn es sich irgendwo zu entscheiden galt. Der goldene Mittelweg wurde geradezu Hauptenschuldigung für alle Halbheiten, Kompromisse, Bequemlichkeiten, Entschlußlosigkeiten. Und doch hat es so viel Richtiges auf sich.

Wir sind wie die Chinesen im fernen Osten ein Volk, ein Land der Mitte.

Das ist nicht gleichbedeutend mit Durchschnittsvolk, farbloses, ausdrucksloses, charakterloses, leicht ersetzbares Volk.

Wir sind vor der Geschichte nicht klein, bedeutungslos.

Der Basler Hochschullehrer und berühmte Lehrer Nietzsches, Jakob Burckhardt, schreibt in seinen weltgeschichtlichen Betrachtungen über die „Größe und Bedeutung in der Geschichte" folgendes:

„Die wirkliche Größe ist ein Mysterium. Wir beginnen zu ahnen, daß das Ganze der Persönlichkeit, die uns groß erscheint, über Völker und Jahrhunderte hinaus magisch auf uns nachwirkt, weit über die Grenzen der bloßen Ueberlieferung hinaus. Nicht eine Erklärung, sondern nur eine weitere Umschreibung von Größe ergibt sich von diesem Punkte aus mit den Worten: Einzigkeit, Unersetzlichkeit. Der große Mann ist ein solcher, ohne welchen die Welt uns unvollständig schiene, weil bestimmte große Leistungen nur durch ihn innerhalb seiner Zeit und Umgebung möglich waren und sonst undenkbar sind; er ist wesentlich verflochten in den großen Hauptstrom der Ursachen und Wirkungen. Sprichwörtlich heißt es: „Kein Mensch ist unersetzlich." — Aber die wenigen, die es eben doch sind, sind groß."

Solche große Männer haben wir Deutsche mehr als alle andere Völker hervorgebracht. Es gibt nur einen Meister Eckart, Martin Luther, Albrecht Dürer, Sebastian Bach, ein Potsdam, ein Weimar, ein Wien, einen Otto v. Bismarck, einen Adolf Hitler.

Diese ganz großen Persönlichkeiten sind uns auch — und das ist das Wunderbare am deutschen Volke — unersetzbare Führer geworden; sie geben unserem Volke das Gesicht und das Ziel.

Weil wir das Volk der Mitte sind, reich und vielgestaltig in allem, haben wir doch selbst lange uns keine Mitte geschaffen. In der Einmaligkeit und Vielfalt unserer großen Städte, Persönlichkeiten, Stämme und Landschaften liegt unsere unerschöpfliche Kraft. Alle Pole menschlicher und landschaftlicher Eigenart sind bei uns vereint in fruchtbarem Wettbewerb und Ausgleich. Zwischen Rhein und Donau, Ostsee und Alpen wogt eine unvergleichliche Lebensfülle.

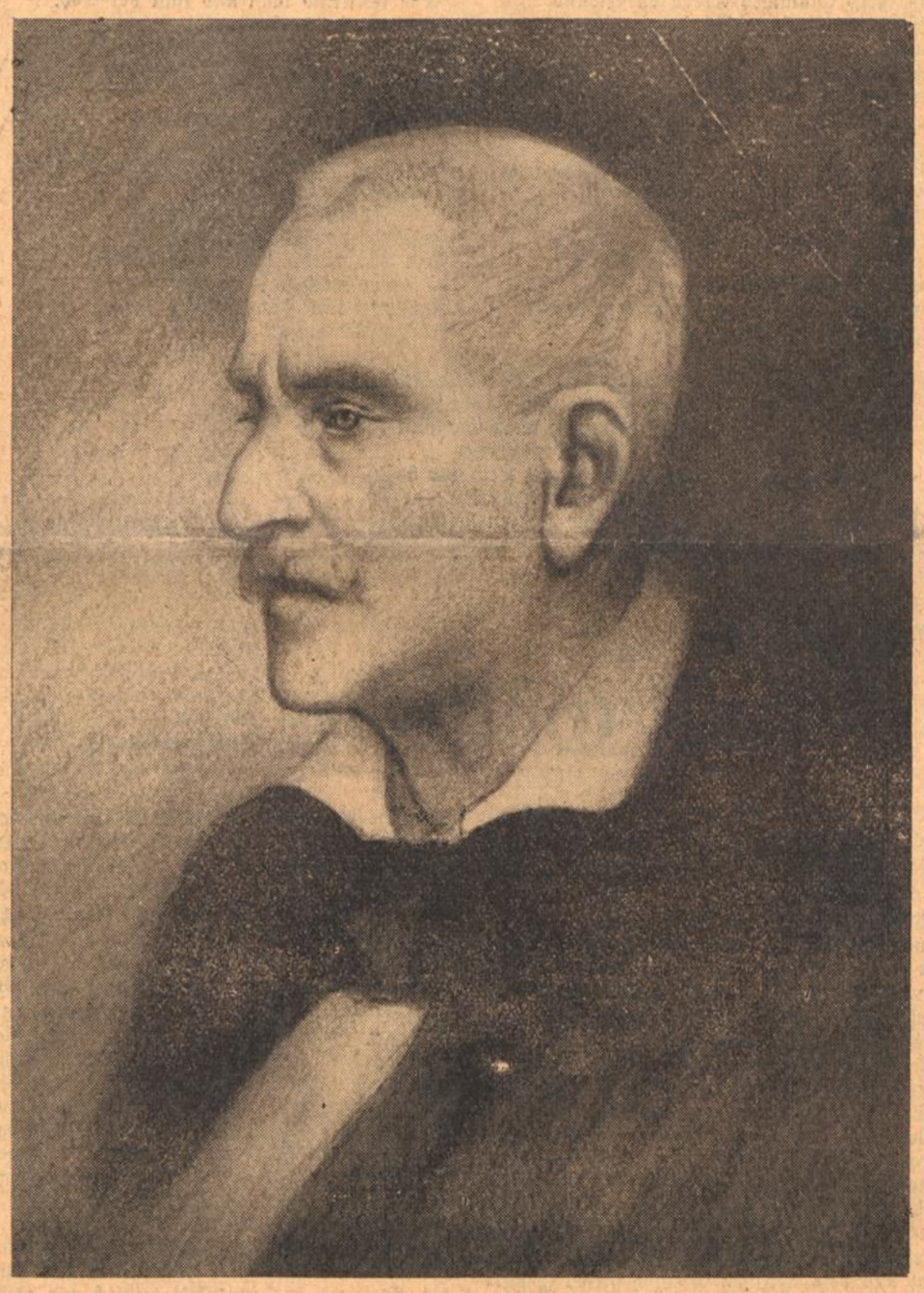
Zwei Jahrtausende Geschichte sind beredte Zeugen davon.

Ein Chaos von Kräften und Gaben offenbart sich dem unkundigen Blick des Beschauers von außen, weshalb man uns Deutsche, besonders im Westen, auch fürchtet. Alles scheint diesen Deutschen möglich zu sein, stets auch überraschen sie irgendwie die Welt aufs Wunderbarste.

Ist es nicht tragisch, daß dieses Volk der Mitte selbst keine Mitte hat, von einem Uebermaß zum andern taumelt und sich nutzlos verschwendet in allem?

Sein schwankender Mittelweg ist Schwäche, nichts als Schwäche.

So sprachen oft die Fremden, die es gut mit uns meinten.



Jakob Burckhardt
Der berühmte Basler Kulturhistoriker und Lehrer Nietzsches

Aus dem Inhalt:

Elisabeth Schick-Abels: Neuer Frühling in Nordbaden
Max Dufner-Greif: Emil Gött
Walter Persich: Verwirrung eines kleinen Mannes
Josefine Loewer: Der hölzerne Steg
Toni Rothmund: Samuel Friedrich Sauter.

Deutschland, die Brücke zwischen Ost und West, Süd und Nord.

Oestliche Gefühlskultur, westlicher Verstandesnutzen, südlicher Sinnenrausch und Schönheitssinn, nordische Phantasie und Willenskraft geben sich in Deutschland ein Stelldichein, welch ein streitbares, farbiges Gegen- und Ineinander!

Allzulange sind wir so als schwache Mitte nur der Amboß der Kulturwelt gewesen, bis der richtige Schmied kam, um aus dem weitschichtigen Willen der Mitte endlich unsere eigene Mitte zu hämmern.

Es ist heute den meisten klar, daß Adolf Hitler und der Nationalsozialismus das Volk der Mitte, das wir sind, wiederum wie nie zuvor zu einem wirklichen, magischen Mittelpunkt machte.

Vieles an uns war bisher groß, vieles auch war klein und häßlich, Verrat, Feigheit, Trägheit und Torheit haben allzulange bei uns schon triumphiert, heute aber ist unsere Größe zugleich unsre Einseitigkeit in aller Vielgestalt.

Jetzt erst leben wir aus der Mitte für die Mitte.

Aber nicht etwa jenen billigen Mittelweg gehen wir, den man oft fälschlicherweise den goldenen nannte. Nicht der große Durchschnitt, die Halbheit, Entschlußlosigkeit, das Kompromiß ist der Ausdruck unsres neuen Lebens aus der Mitte, sondern das gerade Gegenteil. Unsre Mitte ist keine Oberfläche, kein Zweckmäßigkeitsdogma, kein Genießergeneralpaß, keine Zipfelmützenweisheit oder Stammtischphilosophie, unser Bekenntnis zum Leben aus der Mitte greift mit seinen Wurzeln hinab bis auf den letzten Lebensgrund und weist hinauf in die Unendlichkeit der Sternenwelt.

Wir Deutsche sind wie kaum ein Volk aufgeschlossen für alles Fremde, beinahe wären wir an dieser Selbstentäußerung zu Grunde gegangen.

Heute, nachdem wir hart geschmiedet sind, ist unsre Weltenweitheit unsre Stärke.

Durch unser Wesen hindurch ließen wir oft unter Schmerzen und Krämpfen das Fremde ziehen, Millionen starker Söhne unsrer deutschen Erde zogen hinaus und wurden Kulturdünger fremder Erde, der Heimat verloren.

Seit wir eine neue Mitte haben, können wir alles im Geiste neuordnen und -fügen, sind wir das Volk des Ausgleichs, des Verstehens, wertesichtender Weisheit und Urteilskraft.

Seit wir unsre starke Mitte wieder haben, sind wir entschieden, einig, klar und dem Sinn führend.

Karl Neuscheler.

Vom kämpferischen Wesen

Der Heiland weidet alle Völker gleich —
Nur meinen Deutschen gönn' ich Ruhm und Reich!
Das heißt: ich bin kein ausgeklügelt Buch,
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.

* C. F. Meyer: Huttens letzte Tage

Erst dien' ich aus auf Erden meine Zeit
Und bin ich dann zumal nicht dienstbefreit,
Verteilt man auf den Sternen neues Lehn —
Wohlan! Ich denke meinen Mann zu stehn.

* C. F. Meyer: Huttens letzte Tage

Nur kämpfend, und unterlieg ich auch, ist Leben Glück. Ricarda Huch

*

Wer still steht, geht zurück; wer auf Lorbeern ruht, die er nicht brach, liegt nur auf einer schöneren Bärenhaut. Nur wer immer mehr tun will, als schon getan ist, wird das tun, was er kann. Ernst Moritz Arndt

Frühling in Nordbaden / Von Elisabeth Schick-Abels

Wir gehen den Neckar entlang. Aus dem Nebeldunst, der über der braunen, trächtigen Erde der Rheinebene hängt, tauchen immer deutlicher die Türme des uralten Städtchens Ladenburg auf. Auf der Brücke, die von Neckarhausen hinüberführt über den breit und geruhsam daherfließenden Neckar, erscheint das Bild des Städtchens wie eine schwarze Silhouette auf grauem Papier.

Es ist mittags um drei Uhr, als wir durch die winkligen Gäßchen den Marktplatz erreichen. Eine seltsame Melancholie zittert um die alten Häuser. Da hebt die melodisch schwermütige Glocke von St. Gallus zu läuten an. Der Klang gilt einem verstorbenen Bürger des Städtchens; er haucht die Klage der Vergänglichkeit durch den stillen Mittag. Nirgendwo berührt sie uns stärker als gerade da, wo die Jahrhunderte in den Kunstwerken ihrer Zeit sich hinüberretteten bis in die Gegenwart.

Die Glocke verstummt. Durch den fliehenden Nebel fällt ein blasses Sonnenlicht auf die roten Sandsteintürme von St. Gallus. Sie reichen zurück in die Zeit romanischer Bauweise. Das gotische Kirchenschiff lädt uns zum Eintritt ein. Nicht lang und schmal, sondern mehr gedrungen breit ist das Hauptschiff. Seine flachgehaltenen Kreuzrippen verlaufen in ruhigem Rhythmus in den Chor, dessen Gewölbe einheitlich mit ihm verbunden ist. Das warme Rot, zwar in moderner Wandbemalung, unterstützt den ruhigen Eindruck des Raums. Im Chor sind zwei schwungvolle Barockepitaphe zu sehen, aber ein gotisches Grabdenkmal in der linken Seitenkapelle berührt die Seele stärker als diese. Wen stellt es dar? Wahrscheinlich einen der Grundherren aus der Umgebung mit seiner Gemahlin. Der fromme Ernst auf diesen lebenswarm gemeißelten Gesichtern verrät neben dem persönlich-individuellem das Zeitgefühl. Edel fallen die Falten der Gewandung an den gotisch schlanken Körpern herab und die betend gefalteten Hände unterstützen den Eindruck einer Lebensauffassung, die das Jenseits ins Diesseits zog.

Neben der Kirche sind die Grundmauern einer römischen Basilika freigelegt, die in frühchristlicher Zeit zu einer Kirche umgewandelt wurde. Auch die St. Sebastianskirche, welche jetzt von den Altkatholiken benutzt wird, stand schon in romanischer Zeit. Ihre Mauern dienten bereits einem römischen Kastell, das über einem keltischen Monument sich erhob.

Ladenburg, das Lepodunum der Kelten, hat eine bis in das Grau der Vergangenheit reichende Geschichte. Weisen die Fundamente der Mauern darauf hin, so birgt das seltsame holzverkleidete Haus vor der St. Galluskirche mit den zierlichen Holzgalerien eine Reihe von Töpfereien, Schmuckstücken aus prähistorischer Zeit, aus der Kelten- und Römer-, aus der Alemannen- und Frankenzeit. Nach den Inschriften über den Türen ist das Haus in seinen jungen Jahren Zunfthaus gewesen, aber mancherlei Schicksale scheinen seine Bestimmung verändert zu haben. Die merkwürdig eleganten Deckenmalereien mit Blattwerk und zierlichen Ranken lassen vermuten, daß es einmal das Haus eines vornehmen Bürgers war.

So fein und zierlich dies Haus aus der Renaissancezeit anmutet, so großspurig ist das „Rote Haus" auf der anderen Seite von St. Gallus, das stolz den Markt beherrscht, ein riesengroßer Bau mit Fachwerk im roten Gemäuer. Wir sehen uns weiter um im Städtchen und entdecken manch schöne Hausmadonna über den Türen, manch liebevoll in Stein gehauenen Schutzheiligen in Hausnischen. Am Turm des ehemaligen Palastes des Bischofs von Worms steht ein vornehmes Renaissanceportal. Darüber das Wappen der Stadt; zwei feste Türme mit Schießscharten, einem schweren Tor und darüber kreuzweise übereinandergelegte Schlüssel.

Schon im Jahre 628 schenkte König Dagobert seinen Ladenburger Palast und die dazu gehörigen Güter der Peterskirche zu Worms. Seit dem 14. Jahrhundert übten die Bischöfe zu Worms gemeinsam mit den Kurfürsten von der Pfalz hier die Gerichtsbarkeit. Eine Erhöhung vor dem Städtchen, der Stahlbühl, war die Gerichtsstätte für den ganzen Gau, den Lobdengau, dem Lopodunum den Namen gab. Bevor die Franken ihr Kaiserhaus hier errichteten, bewohnten die Alemannen die Gegend, die im 4. Jahrhundert im Kampf mit dem römischen Kaiser Valentinian sich das Land erobert hatten. Alemannisch-fränkische Kultur hat zu allen Zeiten den Typ der Ladenburger Häuser geschaffen, war es doch der Punkt, wo alle drei Stämme Spuren hinterlassen haben. Trotzdem der Lobdengau in allen Jahrhunderten Tummelplatz wilder Kämpfe war — im Schwedenkrieg und in den nachfolgenden Franzosenkriegen ganz besonders, auch noch in der Revolution 1848 und 1849, als hessische und mecklenburgische Truppen mit badischen Revolutionären hier die Kugeln wechselten, — gibt es kaum eine Stadt in Unter-Baden, die noch so sichtbar die Jahrhunderte in ihren Bauten zeigt, als das Städtchen, das seiner Türme Wahrzeichen über die hier in Ladenburg baulich nicht ansprechende Jetztzeit erhebt.

Die ehemalige Festung des Lobdengaues weist noch ein großes Stück Mauer mit zwei Türmen auf. Es scheint, als ob der kleinere, rund und dunkel in die Lande schauende Turm unter dem Spuk zerbröckele, den vielleicht die vermeintlichen Hexen, die er als Gefangene beherbergte, in seinen Nischen und auf seinen Treppen vollführen. Um seine Zinnen fliegen die Raben. Hexenprozesse stehen auch in Ladenburg im schwarzen Buch der Geschichte.

Der Martinsturm über dem Tor vermittelt freundlichere Ereignisse. Hoch oben vor der Turmmauer ist eine Reiterstatue angebracht, ein Kind steht davor und fällt dem Pferd in die Zügel. Der Name Martinsturm legt die Vermutung nahe, daß der heilige Martin in der Statue dargestellt sei, obwohl sein Attribut, der Mantel, den er einem Armen reicht, nicht zu sehen ist. Und der Volksmund spann eine andere Legende um das Denkmal, die noch schöner ist als die von dem mildtätigen Heiligen:

Zur Zeit der Schwedenkriege habe Gustav Adolf die Stadt drangsaliert und auf einem wilden Pferd den Angriff befohlen. Da sei ein Kind dem im sausenden Galopp auf die Stadt zusprengenden Anführer in die Zügel gefallen und habe Roß und Reiter zum Stehen gebracht. Darauf habe Gustav Adolf, bezwungen von dem göttlichen Mut des Kindes, von Belagerung und Brandschatzung der Stadt Abstand genommen. Schöner könnte die Stärke und Unüberwindlichkeit eines unschuldigen Kindes, das unbekümmert um die Gefahr, Unheil abwenden will, nicht symbolisiert sein.

Inzwischen hat die Sonne ganz sieghaft den Nebel verjagt. Wir gehen noch einmal rund um das alte Städtchen. In den Gärten, welche die Stadt umgeben, zwitschern die Vögel, Schwarzdrosseln hüpfen durch die Baumgärten, Schneeglöckchen blühen und die Märzveilchen haben dicke Knospen. Das weite Land ringsum atmet würzigen Duft, grüne Saat sprießt, die Scholle dampft, Hühner gackern, Hähne krähen, und da — schon sind wir ein gut Stück weiter, dem Odenwald entgegen — fliegen die Lerchen über die Aecker. Es ist wieder Frühling geworden über dieser geschichteschweren Landschaft am Oberrhein. Verjüngt und in neuer Kraft dehnt sie sich in der neuen Sonne.

Alemannen-Treue / Von Ziska Luise Schember

„Es geht die Mär durch deutsches Land,
Wenn Königswitwen weinen,
Daß ihres Stammes Stern entschwand
Mit scharlachfarbnen Scheinen.
Zähringer, zeig der Wahrheit Mut!
Glaubst du an solche Sagen:
Verströmet blaues Fürstenblut,
Wenn Landesmütter klagen?"

Aufschaut der schwarzen Wälder Sohn:
„Hier heißt's: Die Heerfahrt wagen.
Besteig den Hohenstaufenthron —
Wer siegen will, muß schlagen.
Wer herrscht, des Kronenreifs bedarf,
Obgleich von Gottes Gnaden —
Komm, Konradin, mein Schwert ist scharf!"
Sprach Friederich von Baden.

Der Alpen Stirnen glühen rot:
Kehrt um! Ihr seid betrogen.
Fekn lockt und lacht und lügt der Tod.
Sie sind ihm nachgezogen. — — —
Im welschen Land, wo Tücke wohnt,
Der Gottgekrönte ward entthront,
Gefangen und entrechtet;
Doch nimmermehr geknechtet.

Fremd Landvolk säumt den Richtplatz ein. —
Das Blutgerüst besteiget
Nicht König Konradin allein:
Friedrich von Baden neiget
Das Haupt, ihm huldigend als Herrn.
— Treue weiß stolz zu sterben —
Kaiserlich sinkt der Staufen Stern,
Ewigen Ruhm zu erben.

Zu Meersburg an dem Bodensee
Schwarz weht die Flagg vom Schlosse;
Dort schäumen weiß vor Wut und Weh
Die wilden Wogenrosse.
Auf Liebe regnet Leid gar bald,
Die Tränenwolken eilen. —
Gott helf die Herzen heilen
Des Heldenvolks vom Schwarzen Wald.

Oberrheinische Köpfe:

Emil Gött / Von Max Dufner-Greif

So oft mich mein Wanderweg am Oberrhein nach Freiburg führt, versäume ich nicht, das Grab von Emil Gött auf dem schönen Gartenfriedhof zu besuchen.

Eine vom innigsten Gefühl beseelte Gärtnerhand hat dicht an prunkvollen Gräberstraßen ein freies Wiesenplätzlein mit hohen Baumhecken abgeschlossen. Waldblumen wachsen hier, verirrte Kinder aus der moosgrünen Einsamkeit, dort ranken dornige Röslein, der kleine Ehrengrabplatz rührt wie ein eben im Abend verklungenes Volkslied, dem ein kecker Amselruf nachwirbelt. Hier ruhen Emil Gött und seine Mutter Ursula. Kniehoch ragt aus dem Grasfleck der sandsteinerne Block in Form eines schlichten Sarkophages und hat keinen anderen Schmuck als die Inschrift dieses hohen Namens. Am Kopfende saugen ein Lebensbäumchen und eine zarte Birke frisches Lebenstum aus dem heiligen Grunde dieses Dichtergrabes.

Auf die Fruchtfelder dieses Gottesackers schauen groß die Berge des Schwarzwaldes herab, die gelassen über den Lebendigen und Toten dieser gesegneten Landschaft in den Himmel ragen. Sie geben den Menschen in ihrem Umkreis den unerschütterlichen stolzen Rat, stark zu sein, aber diese Kraft in gebändigter Form zu bewahren. Im Anruf dieses Gesetzes trat Emil Gött sein Leben an und geriet damit in Widerstreit zur Scheinwelt eines in Unnatur verfallenden Bürgertums. Während dunkel bäuerliches Blut das große Gesetz der Landschaft in ihm forterbte, band ihn das Herkommen von väterlicher Seite an die Kanzleistubenwelt der Residenz. Darum verstehen wir heute Götts Lebenskampf als die Revolte der landschaftlichen Ureigenart gegen die von Landesfürsten und Schulmeistern künstlich gezüchtete Scheinwelt eines wesenlos behäbigen Staatsbürgerdaseins. Mit Emil Gött setzt sichtbar in der Landschaft am Oberrhein jene auch heut noch nicht abgeschlossene Bewegung ein, die wir den Aufbruch des erwachten Alemannentums nennen.

Emil Gött ist am 13. Mai 1864 in Jechtingen bei Breisach geboren, dort wo der Rhein am längsten den Charakter des Wildstroms wahrte, dort wo in der vulkanischen Tiefe unter Löß und grünen Orchiswiesen noch heimlicher Donner grollt, hier fand der Jüngling den Weg ins eigene Wesen. Als Zeugnis seiner frühen Begegnung mit der Dichtkunst bewahre ich ein kleines Buch, Ernst Friedrich Sturms nachgelassene Gedichte und Uebersetzungen, die Gött zu Weihnachten 1880 seinem Jugendfreund Theodor Lang gewidmet hat. Ein tiefer Reiz und Zauber liegt heut über diesem frühen Autogramm Emil Götts. Mit einer zierlichen und doch in ihrem frischen Zug so kecken Ornamentalik verschlingen sich die beiden Anfangsbuchstaben des Namens, zuversichtliche Jugend hat hier noch die Feder geführt, anmutend wie versuchender Amselruf im Vorfrühling.

Mitten in die sorglose Idylle dieser Jugendjahre fällt wie ein Blitz aus heiterem Himmel ein Ereignis, das für Gött leiblich wie geistig zum Schicksal wurde, es war das Hugstetter Eisenbahnunglück im Jahre 1882. Aus den Aufzeichnungen der Mutter wissen wir, daß Gött als erster mit dem Polizeiarzt auf dem Schreckensplatz erschien. „Er hatte sich an eine Droschke gehängt, um den weiten Weg schneller zurückzulegen, und kletterte nun in die umgestürzten Wagen, wobei ihm die Feuerwehr mit Fackeln leuchtete. Mit Riesenkräften langte er die Toten und Schwerverwundeten hinaus, ungeachtet des wolkenbruchartigen Regens, der unter Donner und Blitz niederging. Am andern Morgen hing sein Anzug hinter der Tür, mit nassem Schmutz und dickem Blut bedeckt. Er selbst war so erschöpft, daß er nicht aufstehen und lange nicht essen konnte". Hier erlebte Gött die große Umkehr seines Lebens, hier holte er sich aber auch den Keim zu seinem späteren Herzleiden, das ihm den Tod brachte.

Draußen vor Freiburg im Mooswald erinnert ein schlichtes Sandsteinkreuz an die Stätte dieses Unglücks, die Namen der zu Tod gekommenen Menschen sind vergessen, aber der Platz ist durch den Namen Emil Götts zu einem heiligen Mahnmal geworden, hier beginnt die erste Kreuzwegstation in der Passion seines Lebens.

Das alte Baden ist in seinem Gehaben durchaus ein Schulmeisterstaat gewesen. Das bekam der junge Lebensretter auf dem Gymnasium in Freiburg zu spüren, wo ihn unverständige Lehrer im Abitur fallen ließen. Emil Gött prägte später diesen Aphorismus: „Du mußt die Erfahrungen deines langen Lebens nicht als Imperativ auf die Jugend legen". Den vorbildlichen Erzieher dieser Art mag er am Gymnasium in Lahr kennen gelernt haben, wo er schließlich sein Abitur machte und in dem Direktor der Anstalt, Wilckens, einen väterlichen Freund fand. Gegen den gutgemeinten Willen der Eltern, sein Leben in das gesicherte Dasein eines Pfarrers oder Professors zu leiten, wehrte sich Emil Gött mit der unbedingten Festigkeit des Menschen, der vom Schicksal neue Wege zu gehen geheißen ist. Wohl hörte er zunächst vier Semester lang an verschiedenen Universitäten Germanistik und romanische Philologie, ferner Philosophie und Geschichte, aber schloß das Studium durch kein Examen ab. Im Jahre 1890 hatte er am Freiburger Stadttheater mit dem Lustspiel „Freund Heißsporn" seinen ersten dichterischen Erfolg. Die nächsten Jahre verbrachte er in einem unruhigen Wanderleben, eine Zeit lang arbeitete er mit Emil Strauß auf dessen Landgut, dann zog er als Gärtner und Schüler der Landwirtschaft durch Deutschland, die Schweiz und Italien. Nach seiner Rückkehr in die Heimat versuchte sich sein rastloser Geist als Erfinder, und zwar war sein Augenmerk ganz auf die Volkswohlfahrt gerichtet, er mühte sich um die Heilung der Schwindsucht, um die Erfindung von Ginsterspinnmaschinen, um das Problem von Flugschiffen, für die Armen baute er ein Sandbergwerk, eine Feldschmiede, eine Drahtseilbahn, bei Wegverbesserungen gab er Arbeit und Verdienst. Den Rest der mütterlichen Notpfennige legte er in einer Ziegelei an, aber wie einst bei Heinrich Pestalozzi waren diesen geschäftlichen Unternehmungen die Sterne nicht hold, es waren Fehlschläge. Da brachte endlich sein Lustspiel „Der Schwarzkünstler" am Berliner Staatstheater den ersten großen Erfolg; mit dem Ertrag dieser Komödie kaufte sich Gött 1894 in Zähringen bei Freiburg ein kleines Landgut von 15 Morgen, das als „Leihalde" berühmt wurde. Nach einem Ausspruch der Mutter war die Leihalde der Kalvarienberg ihres Sohnes.

Die Tagebücher Götts geben Zeugnis von seinem Titanenkampf um die Vollendung. Zwischen Nietzsche und Tolstoi fand er den Weg zum eigenen Ich. Die beiden Namen sind Symbole für polhafte Urtriebe der Menschheit, in Nietzsche ist der Mensch zum unbedingten Weltherrentum erhöht, in Tolstoi macht sich der Mensch tief und klein in der unbedingten Abhängigkeit vor seinem Gott. Immer ist alemannisches Denken und Fühlen auf Polarität gestellt, immer ist im Durchbruch ins Mythische die Bändigung polhafter Urtriebe gesucht. Emil Gött überwand Nietzsche und Tolstoi in sich, er erkannte im Herrenmenschentum die Gefahr der kalten Brutalität gegenüber der Gemeinschaft, er sah in dem Einsiedler von Jasnaja Poljana die Gefahr der Weltflucht. Er findet inmitten von Hunger und Elend die Kraft, das Leben in seiner leuchtenden Lust zu verehren, er bekennt sich zum Kampf und zur Lebensbejahung um des Guten willen. „Drei Dinge will ich erleben", hatte er einst zur Mutter gesagt, „einen Fleck der mütterlichen Erde auf das menschensinnig schönste bebauen; ein vollendetes geistiges Kunstwerk schaffen, stark, tief und schön, und dann dem Auge der Frau begegnen, die beides versteht und mich um beides ehrt und liebt, und sich in mir sieht, und darum mit Notwendigkeit die meine ist." Diese Zielsetzung, die so merkwürdig an Heinrich Kleist erinnert, zeigt uns die lebensvolle Gesundheit an, die den Geist Emil Götts beherrschte. Ewiges Kämpfertum um das reine Licht trieb seine Seele bis in den Tod.

„Saevis tranquillus in undis!" Die Herrschaft des Geistes im Sturm der Elemente hat diesem Alemannen die Kraft gegeben, den gigantischen Kampf seines Geistes in Lustspielwerken edelster Form verklärt darzustellen, als schönstes darunter das Märchendrama „Edelwild", das am 16. September 1916 vom Leipziger Schauspielhaus zur Uraufführung gebracht wurde, ferner die übermütige Komödie „Mauserung" und das dramatische Gedicht „Fortunatas Biß". Alle diese Werke üben heut noch von der Bühne ihren Zauber aus, dennoch aber liegt das Hauptgewicht von Emil Götts geistigem Schaffen in seinen Tagebüchern und Aphorismen, das kämpferische Bekennertum macht den Grundwert seines Wesens aus. Das junge Geschlecht der Gegenwart wird ihn darob besonders lieben müssen. Ein Spruch wie dieser ist ja unserer Zeit wie aus dem Herzen geschrieben: „Ich will nicht sagen, das und das Volk gehört totgeschlagen; ich weiß aber eins, das lebendig geschlagen werden muß — das deutsche." Noch ist dieser Genius nicht so in das Volk unserer Landschaft gedrungen, wie er es verdient, und noch immer ist sein Tod am 12. Mai 1908 ein furchtbares Gleichnis, er starb einsam und verlassen ohne einen Zeugen seines letzten Odems. Das erwachende Alemannentum aber wird Emil Gött immer als den ersten Vorkämpfer seiner Bewegung verehren, wie es Hermann Burte geschrieben hat: „Hier lebte Emil Gött. Ein Sucher, Bauer und Dichter. Gemeinen ein Gespött. Den Reinen eins der Lichter, die brennend sich verschwenden, den Menschen zu vollenden."

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Verwirrung eines kleinen Mannes

Von Walter Persich

Von Beruf war er Postbeamter. Aber sein ganzes Wesen war immer versponnen in eine seltsame, besinnliche Stille, die ihn auf eine rätselvolle Art unnahbar machte, selbst für Frau Kutscher, seine Wirtin.

Und doch sollte Herr Merker, ohne daß Frau Kutscher eine Ahnung davon hatte, in die große Verwirrung der Liebe gestürzt werden. — Seit seinen Jünglingsjahren war er nie mehr auf den Einfall gekommen, sich zu verlieben. Wie gebannt und verstört mußte er daher sein, als ihm beim Einschalten seines Lautsprechers die Stimme einer Frau entgegentänzelte, die alle Schönheit, allen Wohllaut, allen Reiz der Welt für ihn umschloß!. Reglos saß er neben dem kleinen Tisch und lauschte. Er hätte nicht sagen können, ob jene Stimme ein Gedicht sprach, einen Vortrag, ein Märchen, er wußte auch nicht, weshalb er so bezwungen und verwandelt war. Seine etwas abstehenden Ohren nahmen nur den Klang auf. Er hätte den Mann erschlagen können, der die Hörer wissen ließ, daß nun etwas anderes folge. Herr Merker, der sonst nichts m e h r zu hören liebte als Musik, empfand den folgenden Walzer als Beleidigung und Mißklang und schlug mit der geballten Faust auf den empfindlichen Empfänger. Es gab einen kreischenden Ton und dann nichts mehr. Der Lautsprecher schwieg, die Röhren waren kaputt.

Tage und Wochen waren wie ein Traum, dem Herr Merker nicht entfliehen konnte. Er stand oft vor einem Rundfunkgeschäft, um neue Röhren zu kaufen — doch wenn seine Hand schon die Türklinke berühren wollte, erschrak er in der Erinnerung an jene fremde Stimme so sehr, daß er schnell sich umwandte und wieder nach Hause ging, ohne den Einkauf erledigt zu haben.

Hinter dem Schalter tat er seine Pflicht. Es waren immer die gleichen Griffe, die er zu erledigen hatte — das Markenbuch, die Kasse mit Silber- und Papiergeld, Postkarten, Zahlkarten, Postanweisungen. Nebenher träumte er von der Stimme der Unsichtbaren, schaltete er in Gedanken das Gerät ein und vernahm allsogleich die sanften, eindringlichen Laute — jetzt, jetzt formten diese Laute sich zu Worten. Sein Herz erzitterte und sein Körper fuhr erschreckt auf, da die Stimme nun sogar böse wurde.

„Wollen Sie mir drei Fünfpfennigmarken geben oder nicht?"

Vor dem Schalterfenster stand eine Dame. Ihre schönen, großen, grauschimmernden Augen zeigten einen ärgerlichen Ausdruck. Ein hellgrauer Pelzkragen leuchtete um das pastellierte Antlitz. Es war also eine Dame, wie es viele gibt, wie sie nachmittags durch die Stadt gehen zu kleinen Einkäufen. Herr Merker, der Postbeamte, aber starrte reglos, zerschlagen, nicht Herr über seine Glieder, auf den kleinen, runden, leichtgeschwungenen Mund. Hinter der Dame standen schon einige Leute, die jene seltsame und auf einem Postamt wohl völlig unerklärliche Szene nicht begriffen. Sie murrten, daß es so lange daure. So trat mit einem nervösen Achselzucken die Dame einfach vom Schalter zurück. Herr Merker konnte nur noch einen Schimmer des grauen Pelzes erhaschen, wie er hindurchtänzelte durch das Gewoge, kurz vor einem anderen Schalter hielt und dann für immer verschwand.

Der Bankbote, der für die Abendpost seinen täglichen Markeneinkauf zu erledigen hatte, riß Herrn Merker mit einigen rauhen aber zweckmäßigen Worten in die Wirklichkeit zurück.

„Na, Herr Beamter, Sie sind wohl unter die Geisterseher gegangen? Geben Sie mir dreihundert zu Vier, zweihundert zu Fünf..."

Und mechanisch klappten Herrn Merkers Hände das Markenbuch auf. Er fertigte noch viele Leute an diesem Abend ab, und seine Kasse stimmte nachher um dreiundzwanzig Pfennige nicht. Zu jeder anderen Zeit hätte er zwei oder drei Stunden gerechnet. Heute legte er aus seiner Tasche dreiundzwanzig Pfennige zu, nahm seinen Mantel vom Haken und ging mit kurzem Gruß an den Kollegen vorbei hinaus.

Er war in jenes Labyrinth des eigenen Herzens geraten, das keinen Wegweiser mehr hat in den wirrsäligen Versuchen der Gefühle, sich zur Klarheit durchzukämpfen. Um ihn flutete auf und nieder das Geschehen, bis es langsam verebbte und die surrende Stille über den Asphalten nur noch selten zerrissen wurde von einem Geklingel und einer Hupe. Unter vier glühenden Bogenlampen ragte der Schatten eines Denkmals in die Nacht. Zu Füßen des sich aufbäumenden Pferdes waren Bänke angebracht. Herr Merker setzte sich. Ein seltsamer Anblick für die vom Licht der Bogenlampen blinzelnden stillen Fenster des runden Platzes und den broncenen Reiter, der mit gezücktem Degen gegen seine Feinde in weiter Ferne drängte. Herrn Merker fröstelte. Jeder andere in seiner Lage hätte sich nach dem Wert der Tatsächlichkeiten des Geschehens gefragt und wäre umgekehrt, gleichmütig und gefaßt das gewohnte Dasein weiterzuleben und zu vergessen. Nicht so Herr Merker — er war keineswegs der Mann, seine Träume zu verraten.

Nun wuchs, langsam lichtummalter, das Standbild sichtbar vor den Augen des Postbeamten empor. Herr Merker, das steht fest, war kein kriegerischer Mensch, aber in jener Stunde lebte in ihm auf das in jedem Manne verborgene Hoffen auf den großen Kampf gegen das Ungewisse.

„Den Degen ziehen können, und losstürmen..." dachte er, wie er so stand, noch einmal dem bronzenen Reiter in die entschlossenen Züge blickte und sich dann langsam trollte. Es blieben noch drei volle Sunden bis zum Amtsbeginn, den zu versäumen auch heute Herrn Merker nicht in den Sinn kam. Was er wollte? Er dachte wohl nebenher an Waschen, einen sauberen Kragen, den Kamm, er dachte an vieles und dabei immer an das Ungewisse, das kommen würde, wenn er nicht rechtzeitig den Degen aus der Scheide ziehen würde: den Degen des Mutes, mit dem ein Mann, auch ein kleiner und bescheidener, allem Geschehen zu Leibe rücken soll.

„Oh, du mein Gott!" Frau Kutscher schlug über der Morgenhaube aus Spitzen die Hände zusammen. „Sind Sie's denn wirklich, Herr Merker? Ich bin nach Mitternacht zur Polizei gewesen, weil Sie doch immer vom Amt gleich heimkehren. Ausgelacht hat man mich, ich solle Ihnen nur den kleinen Bummel gönnen — ja, und da sind Sie nun also!"

Sie stand neben ihm auf dem Flur, ein wenig übernächtigt auch, aber eben darum hatte sie mit besonderer Sorgfalt Toilette gemacht und sah beinache wieder ein bißchen knusprig aus wie ein Apfel in der Nachreife. Welch ein Vertrauen!, mußte er denken. Die Polizei sagt, ich bummle, sie aber glaubt es nicht! Und welche Sorge sie ausgestanden hat — um mich!

„... und," fuhr Frau Kutscher fort. „Sie sind doch Beamter, haben Ruf und Lebensstellung aufs Spiel zu setzen."

Ruf — Lebensstellung — schöne, bunte, saubere, frische, nach seidigem Leim riechende Marken, glatt gebündelte Zahlkarten, die übrigen Formulare, die Listen, das Schalterbrett und alle Erscheinungen des Lebens, die eingerahmt daran vorüberhuschen. „Wollen Sie mir nun drei Fünfpfennigmarken geben oder nicht?" sang die Stimme, schimmerte der graue Pelz. Ein Beamter, schoß es Herrn Merker durch den Kopf, muß selbst dem lieben Gott noch Briefmarken verkaufen, wenn er welche verlangt. Das ist Pflicht — und wenn er sich durch den Heiligenschein verwirren läßt, ist er eben kein Beamter mehr! Kann da einfach eine Zauberstimme lebend werden und mich aus der Fassung bringen? Ich bin die Nacht wie ein Vagabund umhergeirrt, habe im Freien übernachtet, und wenn es so weiter geht, werde ich bald eine jener verkommenen Typen, die ihre Unnützlichkeit hinter einer fadenscheinigen Bühnenphilosophie verbergen.

„Nein", sagte er mit kleinem Lächeln, „gebummelt habe ich nicht, Frau Kutscher. Ich habe nur das erstemal in meinem Leben der Zeit zugesehen, wie sie verging. Sie verging unaufhörlich, und mit ihr vergehen die Stimmen und die Menschen und neue kommen. Da ist eine Stimme, die mich quält und verfolgt und treibt, aber sie macht mich doch auch so erschreckend glücklich. Erschreckend glücklich zu sein kann ich mit meinem Dienst unter keinen Umständen in Einklang bringen, denn mein Dienst ist eine sehr ruhige und sichere Art von Glück. So ähnlich wie Sie, Frau Kutscher. Vielleicht ist er nicht schön, der Dienst, es gibt Prächtigeres und Verlockenderes, als Marken abzureißen. Aber ich glaube, verlockend und prächtig kann auch ich nie sein, und Sie wollen es wohl genau so wenig. Nun bin ich so schrecklich weit gelaufen, diese Nacht, Frau Kutscher, und erst jetzt habe ich gemerkt, daß ich Sie eigentlich schon vor zehn Jahren hätte heiraten sollen. Habe ich jetzt die Zeit schon verpaßt?"

Der Milchmann wunderte sich. Er konnte lange läuten. Er wurde nicht abgefertigt, denn Herr Merker hatte alle Hände voll zu tun, die von den Ereignissen überwältigte Witwe Kutscher wieder ins körperliche und seelische Gleichgewicht zu balancieren. Ihren Augen entströmten Tränen des Dankes über die langersehnte Wendung — so sagte sie — nachdem sie eine gelinde Ohnmacht mit zusammengebissenen Zähnen schnell überwunden hatte. Sie streichelte ihm einmal übers Haar, und dann blieb keine Zeit, und da sie seinen Vornamen nie gewußt hatte, nahm sie die Gewohnheit ihrer ersten Ehe ihrem neuen Verlobten gegenüber auf und nannte ihn mit seinem Vaternamen:

„Merker — es wird jetzt aber Zeit, wenn du noch gewaschen und anständig ins Amt kommen willst!"

Damit schob sie ihn in sein Zimmer, und er landete, durch ihre Fürsorge vor einer Verspätung behütet, genau eine Minute vor Schalteröffnung auf dem Postamt 17. Es wurden gleich Sechspfennigmarken in größeren Massen verlangt, und der letzte Schleier des Spuks, der noch von gestern im großen Raum vor dem Fensterrahmen hängen geblieben und von den Reinmachefrauen nicht weggeputzt worden war, zerstob vor dem Betrieb, zerstob vor der standesamtlichen und kirchlichen Trauung, die viel Aufsehen in der Altstadt machte, zerstob vor dem gleichmäßigen Leben mit vorgeschriebenen Tisch- und Ruhezeiten, wie sie einem Postbeamten mit Pflichtgefühl gemäß sind. Nur ein kleiner Aberglaube nicht: die Röhren im Rundfunkgerät sind immer noch kaputt, und Herr Merker weiß stets etwas anderes zu ersinnen, um seine Frau von der Idee abzubringen, das Ding ausbessern zu lassen.

Der hölzerne Steg

Von Josefine Loewer

Ueber den Bach, der hastig über groben Steinen hinuntersprang ins Tal, legte sich breit und behäbig eine kleine Brücke aus grauen, silbrig gepunktetem Granit. Sie unterschied sich in ihrer Beschaffenheit durch nichts von anderen ähnlichen Wasserübergängen, wäre nicht ein merkwürdiges Holzkreuz gewesen, das in der Mitte der Brücke am rechten Seitengeländer festgemacht war, so daß es den Anschein hatte, als wüchse es unmittelbar aus dem Bach empor. Und es war deshalb merkwürdig, weil seine Balken nicht aus zwei einzigen Holzstämmen gebildet, sondern aus vielen einzelnen Teilen mühsam und kunstvoll zusammengesetzt waren, deren Enden teilweise zersplittert sich nur unwillig durch unförmige Nägel in die Form der Balken pressen ließen.

Der Bauer, den die Natur näher als andere Menschen an ihre Brust hält, kennt viele ihrer sonderbaren Geheimnisse, über die er nicht gern oder nur zögernd spricht. So war es auch mit diesem hölzernen Kreuz und dem steinernen Brücklein, das gleichmütig seinen täglichen Dienst und seine Schuldigkeit tat.

Niemand ging mit rechter Freude darüber. Wer einen Umweg machen konnte, tat es, selbst wenn etliche Zeit mehr darüber hinging. Blieb aber einem keine Wahl, dann streiften seine Augen unsicher und fast etwas furchtsam das alte hölzerne Kreuz und hastige Hände schlugen dessen Form auf die Brust nach.

So war das aber gewesen: Dem jungen Bernhard Kalthofer zerschlug im Spätherbst 1858 ein unzeitig stürzender Baum die linke Schulter und den Arm dazu. Daß es nicht das rechte gewesen, blieb der einzige Trotz in der folgenden Schmerzenszeit, die sich mühsam durch trübe Monate hinschleppte. Und weil der heißblütige, bös fluchende Mann das heimtückische Holz haßte, das ihn niedergeworfen hatte, ließ er darauf einen Steg legen über den Bach oberhalb seines Hofes am Dorfeingang, damit jeder Fuß, der darüber gehen mußte, es hart treten sollte.

Gar viele von den Alten schüttelten unwillig die Köpfe und murmelten warnende Reden zu sich und anderen. Es tut nicht gut, meinten sie, wenn man ein Geschöpf der Natur strafen will für eine vermeintliche Schuld, die ihm der Herrgott selber vorgezeichnet hat im Buch des Schicksals. Aber der Kalthofer lachte rauh und bissig, wenn ihm so eine Rede ins Ohr sprang. Er war jung und glaubte nur an seine eigene Kraft. Dazu war sein Hof einer der schönsten in der ganzen Gegend und sein stattliches Weib ging mit einem Kinde. So ein Unglück, wie das mit der zerschlagenen Schulter, war ein Abweichen vom vorgezeichneten Wege ruhigen, gesicherten Bestandes. Nein, solche Dinge durften nicht einreißen im Leben Wernhard Kalthofers.

Im drauffolgenden Sommer fiel eine Tages die 3jährige Tochter des Fallernbauern in den Bach und ertrank, ehe Hilfe kam. Und die Leute schüttelten wieder die Köpfe, als es herauskam, daß die Kleine von der in einiger Entfernung arbeitenden großen Schwester noch zuletzt auf dem hölzernen Steg gesehen und erschrocken zurückgerufen worden war.

Das Holz hat das Kind in den Bach gestoßen, sagten die Leute im Dorf. Und das Holz will sich rächen, raunten sie. Der Kalthofer lachte wieder rauh und gar verächtlich dazu, als ihm Nachbarn dieses Geraune zutrugen. Und auch sein Weib konnte das Lachen nicht hindern.

Bald darauf lag eine große, grauschwarze Katze, die niemand je gesehen hatte, mitten auf dem Steg und das spärlicher gewordene Gerede um den unheimlichen hölzernen Steg begann wieder lebhaft zu kreisen im Dorf. Aber der Steg blieb. Der Kalthofer war ein harter Kopf und sein Nichtvergessenkönnen stieß ihm die Vernunft aus dem Hirn.

Da stürzte sich ein schwerer Winter über das Dorf her, das an der Berglehne sonst geschützt und geborgen lag. Die klirrende Kälte riß rote und blaue Flecken in die braune Haut der Bauern und wer es dazu hatte, der ging vermummt wie ein Eskimo droben im Norden. Wenn aber einmal ein Tag milder aus der Nacht hervorkroch, dann rieselten kleine Schneefälle über die Berglehne herunter und knisterten unheimlich auf der weißen, krustigen Decke, die den gefrorenen Boden gefangen hielt.

Die Leute gingen wortkarger ihrem winterlichen Tagwerk nach und nicht nur die Alten schauten manchmal mit finster zusammengeschobenen Brauen hinauf zum Berg.

Der Bach kollerte längst nicht mehr eilig ins Tal hinunter, das tief im milchweißen Nebel lag. Unter dicken, unförmigen Eisschollen sickerten schmale Wasserrinnlein gar langsam ihren mühevollen Weg dahin.

Nur der hölzerne Steg hockte wie sonst bösartig darüber und ließ sich vom hochgeballten Schnee noch breiter und wuchtiger formen.

So schoben sich die Tage noch gar zusammen im alten Jahr und das neue schlich grau und verschlossen herunter über den Berg. Stiller wurden die Menschen in dem kleinen Dorf an der Berglehne, je weiter die Zeit auf das Frühjahr zurückte.

Die Frauen bekamen schreckhafte Augen, wenn sie unversehens hinaufschauten zum Berg, und wenn mehr von ihnen beisammenstanden, stießen sie sich wortlos und heimlich mit den Ellenbogen.

Da war nun der Föhn! Mitten in einer tintendunklen Nacht stieß er ins Dorf nieder, ohne flockige Lämmerwölkchen vorausgeschickt zu haben. Die Fensterladen fingen an zu klappern und unter den Dächern tropfte sich das rinnende Wasser ein schmale Furche frei, in der es eilig weiter laufen konnte. Einzelne Bauern streckten die Köpfe aus den kleinen Fenstern und spürten erschrocken den warmen, ziehenden Strom um Stirne und Wangen.

Heilige Mutter Gottes, der viele Schnee! Wo würde der nur hinlaufen, wenn ihn der Wind zerfraß?

Lawinen? .... Der Herrgott beschütze uns davor! ... Vater unser, der du bist in dem Himmel ... geheiligt werde dein Name ... zukomme uns dein Reich ... dein Wille geschehe ... dein Wille geschehe ...

Und in vielen Häusern ging das düstere rotgelbe Licht in dieser Nacht nicht mehr aus. Murmelndes Beten floß schwer in alle Ecken und Winkel der niedrigen geduckten Wohnstätten.

Auch im Kalthof brannte Licht, aber da war etwas anderes. Einen strammen Buben hielt die Wehmutter dem strahlenden Vater hin, und dessen Ohren waren so voll vom Stöhnen der Mutter und dem ersten Schrei des Kindes, daß er das rinnende Tröpfeln draußen gar nicht hören konnte.

Am nächsten Tag war der Himmel blau wie mitten im Juli. Weiße wollige Wolken segelten hastig darüber und die Sonne prallte sonderbar warm auf die glitzernde Schneedecke. Es tropfte ... tropfte ... und überall war Wasser, immer mehr Wasser ...

In der zweiten Nacht aber kam es über das Dorf. Betäubendes Krachen zerbarst in der Luft in kreischendes Echo und das drohende, langsam zur Ruhe kommende Murren hinterher trieb kalten Schweiß auf die Stirnen.

In den Häusern schrien Menschen und Tiere in Todesangst auf. Aber das Schlimmste ging vorüber. Die Lawine hatte das Dorf gestreift. Nur das erste Haus am Dorfeingang hatte sie gepackt und sich darüber geworfen wie ein wildes Tier über seine Beute.

Und das war der Kalthof.

Niemand konnte da drunten noch leben, denn wie ein riesenhaftes Gebirge türmte sich der höckerige Schnee dort, wo vorher der schöne große Hof gestanden hatte. Alles war begraben da drunten, Bauer und Bäuerin, Kind und Magd und Knecht.

Aber ganz oben, aufgebäumt wie im triumphierenden Todeskampf, lag zersplittert und zerborsten ... der hölzerne Steg. Er war wohl von der Lawine losgekrallt und mitgerissen worden.

Doch die Dörfler wußten es besser. Das Holz hat den Bauern geholt, flüsterten sie ... das Holz ... das lebendige Holz ...

Mit scheuen Augen holten sie von dem Schneeberg herunter, was von dem Steg noch übrig war, und einer zimmerte so kunstvoll als er es verstand, ein Kreuz daraus. Als es dann richtig geweiht war, stellte es die Gemeinde auf den neuen granitenen Steg, der nun über den Bach führt.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Kämpfende Jugend

Die Organisation revolutionären Willens - Ein Vormittag bei der HJ.-Gebietsführung

„In der kurzen Zeit von einem Jahr ist es gelungen, die HJ., die den Staat des Liberalismus und Marxismus von gestern mit dem ganzen Haß und der Leidenschaft einer revolutionären Jugend bekämpfte, in noch straffere Organisation zusammenzufassen, als in den Kampfjahren.

Sie in die neuen Aufgabengebiete einzuweihen, und die Verantwortung, die auf den jungen Schultern ruht, bewußt werden zu lassen.

Ein Mensch, der Jahrzehnte hindurch in der Ideenwelt des Klassenkampfes gelebt hat, der in dieser Ideenwelt alt geworden ist, wird nicht mehr umlernen können. Selbst wenn er das ehrlich will. Immer wieder, in hundert Lebenslagen wird die alte Anschauung durchbrechen, und nie wird er das Alte völlig ablegen können.

Liberalist und Reaktionär, denen durch Elternhaus, Schule und Umgebung Verworrenheit der Gedanken, Steifheit, Standesdünkel eingetrichtert wurde, sucht immer wieder, auf Kosten anderer Vorteile zu erheischen, Geschäfte zu machen, „Abstand zu wahren", sich von der Volksgemeinschaft abzukapseln.

Das sind die Alten.

Anders die Jugend. Sie kann erzogen werden, aus ihrem Charakter müssen die Schlacken einer überlebten Zeit.

Die Aufgaben der Hitlerjugend von 1929, 1930, 31 und 32 war mit der Eroberung des Staates nicht erschöpft, sondern begannen erst.

Die Leute von damals stehen großenteils heute an führender Stelle und leben den andern den Geist vor, der die Kampfformation beseelte."

*

Das sind so in kurzen Zügen die Worte, mit denen Friedhelm Kemper unsern Rundgang durch das Haus der Gebietsführung einleitet. In seiner schlichten, leutseligen Art, wie damals, da wir als Jungs für ihn durchs Feuer gegangen wären.

Wenige Menschen, die heute an diesem Gebäude des ehemaligen Lehrerseminars in der Rüppurrer Straße vorübergehen, sind sich darüber im klaren, welch Riesenpensum an Arbeit hier geleistet wird und wieviele junge Volksgenossen zum großen Teil ehrenamtlich am Aufbau des großen Werkes der nationalsozialistischen Jugend schaffen.

Unser heutiger Besuch gibt uns einen Begriff dieses Schaffens.

*

Eine Tür geht auf, wir befinden uns im Herzen der Organisation, Gebiet Baden. Von hier aus gehen die Fäden nach allen Teilen unserer Heimat. Hier sind die Arbeitsstellen des Gebietsführers und seines Oberbannführers Heidt.

Der Raum ist ganz auf den Geschmack der Männer abgestimmt; schlicht und einfach, ganz ohne Zierat, ohne Luxus. An Stelle von Prunkstücken einfache Schreibtische, statt Sessel Stühle. Aber Licht, sehr viel Licht und Sonne. An den Fenstern Blumen und ein Riesen-Aquarium, in dem kleine Fische lebendig umherkreuzen. Friedhelm Kemper zeigt uns den Cerberus der Gebietsführung, einen kleinen Alligator, der in der Kiste neben dem Schreibtisch sein beschauliches Dasein führt.

Unser Photoapparat scheint ihm durchaus nicht sympathisch zu sein, er äugt wutentbrannt nach der Linse und sucht unter allen Umständen aus dem Blickfeld zu entrinnen.

Gleich nebenan befindet sich **die Abteilung 1 C (Ausrüstung)**, die die Kontrolle über sämtliche im Land vertriebenen Uniform- und Fahrtenstücke führt. Sie hat die Aufgabe, die unbedingte Einheit der Uniform zu überwachen, die zur Führung einer straffen Organisation nun einmal notwendig ist.

In der Abteilung für Personalfragen wird genau Registratur geführt über jeden einzelnen HJ.-Führer. Große Fächer bergen in tadelloser Ordnung die Personalbogen mit Lebenslauf und Verhalten in den Oberbannschulen. An den Wänden Landkarten, auf denen mit verschiedenfarbigen Nadeln und Fähnchen jeder Unterbann, jede Gefolgschaft und jede Schar verzeichnet ist.

*

Immer, wenn wir in ein neues Zimmer eintreten, springen die Jugendgenossen und -genossinnen von ihren Plätzen hoch, die Augen leuchten und dem Gebietsführer schallt ein überaus herzliches „Heil Hitler" entgegen. Niemand, der die Gelegenheit hat, hier an einem solchen Rundgang teilzunehmen, wird darin Gezwungenheit oder Muschkotendrill erblicken; das ist für die angestellte Hitlerjugend unbedingte Selbstverständlichkeit. Sofort fällt dieser Geist der Disziplin, der alle beherrscht, ungemein imponierend ins Auge.

*

Ein überreiches Gebiet hat die **Abteilung für Jugendrecht, Gesundheit und soziale Fragen** zu bewältigen. Täglich ergeben sich neue Aufgaben und eine ungemeine Umsicht und Energie ist dazu notwendig, dieser Aufgaben gerecht zu werden, Härten zu vermeiden, Gegensätze zu schlichten.

Da und dort sind in Betrieben und Kleinunternehmen starke Reste liberalistischen Geschäftsgeistes vorhanden. Es kam vor, daß beispielsweise Handwerkerlehrlinge gezwungen wurden, zwölf, dreizehn und mehr Stunden am Tage zu arbeiten, daß teilweise von jüdischen Unternehmen durch kaum glaubhafte Ausbeutung Raubbau an der Gesundheit des Jungarbeiters getrieben wurde. Der Leiter der Abteilung, Pg. Heinrich Siekiersky, schafft unermüdlich und rastlos daran, diese Schäden radikal auszumerzen.

Dann ist da **die Verwaltung, die Kasse und Kartei** in einem Raum vereinigt. Aehnlich, wie in der Personalabteilung überall große Kästen mit den Registraturen der gesamten badischen Jugendorganisationen.

Die Namen von 170 000 badischen Hitlerjungen und Jungvolkleuten

sind in peinlicher Sorgfalt geordnet. Die Tatsache, daß dem Leiter, Parteigenossen Heidinger, manchmal die Arbeit wogenartig über dem Kopf zusammenschlägt, tut seinem urgesunden Humor wenig Abbruch.

Dem Bannführer Dr. Wolff obliegt die Führung und Organisation des gesamten Arzt- und Feldscherwesens. In Baden hat jeder Unterbann mindestens einen HJ.-Arzt; auch Aerztinnen für BDM. und Jungmädel stehen in diesen Reihen. Die letzten Vorbereitungen für Kinderlandverschickung und Erholungsfürsorge der kommenden Jahre sind überall im Gang.

Die Abteilungen S. und E. betreuen sämtliche Gebiete der Schulung, der Ertüchtigung und des Sports. Charakter, Weltanschauung und harte sportliche Ertüchtigung sind Dinge, die im Vorkriegsdeutschland und im Novemberstaat so vernachlässigt wurden, wie es von jenen Staasgewaltigen nicht anders zu erwarten war.

Unser Führer legt bewußt Wert auf diese Eigenschaften. Im Deutschland Adolf Hitlers wird es weniger darauf ankommen, unter allen Umständen ungeheuren Wissenswust mit Gewalt in den Kopf des jungen Volksgenossen einzupfropfen, Wissenswust, der Tage nachher zum großen Teil als Fremdkörper wieder ausgeschieden wird.

Revolutionierung der Schule, der Jugenderziehung überhaupt greifen in dieses Gebiet,

das der Gebietsführer bewußt in die Hände von Unterbannführer Dr. Pfrommer und Bannführer Brenner legte.

Jeder einzelne der Leute ist sorgfältig ausgesucht. Unterbannführer von Briel, der Gebietsjungvolkführer Enderle, der Leiter der neuorganisierten Abteilung für Jugendherbergen, Pg. Baur und all die andern wissen das. Sie kennen ihre Verantwortung gegenüber der heranwachsenden Generation, mit der organisch **das völlig nationalsozialistische Deutschland wachsen muß.**

Sie leben dieser Verantwortung und dieser Aufgabe.

Am Ende unseres Rundgangs steht die Domäne unseres früheren Arbeitskameraden vom „Führer", des Schriftleiters Benghauser. **Die Abteilung für Presse, Propaganda und Film.**

Hier ist er in seinem Element. Hier entsteht die „Volksjugend", die badische HJ.-Zeitung, die heute schon über Auflagen von 40 000 und mehr verfügt.

Wir sehen einen selbstgedrehten Film, in dem das Leben badischer Hitlerjungen und -Mädels in Heimen, Lagern und auf Fahrten abrollt.

... Ettlingen, Gebietsführerschule

Wir haben Gelegenheit, eine nationalsozialistische Idealschule kennen zu lernen.

Bei unserem Eintritt sind die 62 Mann des gegenwärtigen Lehrgangs gerade beim Essen. Donnerndes „Heil Hitler" aus 62 Kehlen. Lagerleiter König begrüßt den Gebietsführer und geleitet uns anschließend durchs Haus. Gegenwärtig ist noch vieles im Umbau begriffen und wird künstlerisch völlig dem Geschmack revolutionärer Jugend angepaßt.

Der Leseraum wird vollkommen die Einrichtung einer altdeutschen Stube tragen, Wandtäfelung, Teppiche, offener Kamin. Die Decke ziert

ein prächtiges, selbstangefertigtes Wikingerschiff.

Im sonnigen Tagesraum hängt ebenfalls an der Decke ein aus Birkenholz geschnitzter Kronleuchter. Die Schlafräume — hell, licht und gesund. Tipp topp gemachte Feldbetten, geordnete Spinds.

Des Lagerführers Ruhestatt, ein Feldbett, spartanisch einfach, das sich in nichts von den übrigen unterscheidet.

„Mit Singen beginnt bei uns der Tageslauf und endet mit Singen"

Lebendig und anschaulich schildert der Lagerleiter. „Nach dem Wecken um 6 Uhr Frühsport und Geländelauf. Waschen im hygienisch musterhaft ausgestatteten Duschraum, Stubenbesichtigung, Frühstück.

Nach den Unterrichtsstunden gehen wir bis zum Mittagessen ins Gelände. Danach Pause und Freizeit bis 2 Uhr.

Die Nachmittagsstunden füllt großenteils der Sport aus. Im einstigen Physiksal beginnt gegen fünf Uhr der weltanschauliche Unterricht, an den sich Filmvorführungen und Ansprachen anschließen. In diesen Stunden erfolgt auch die Ausbildung im Laienspiel und Sprechchor.

Diese prachtvolle Schule ist allein aus Mitteln der HJ. gebaut."

Inzwischen ist vor dem Haus der Kurs in Linie zu 3 Gliedern angetreten. Mit zackiger Straffheit werden die Kommandos ausgeführt. Kemper schreitet die Front ab.

Weggetreten. Flink wie die Wiesel drängen die Jungs durch das Tor und haben binnen einer Minute ihre Plätze im Physiksaal eingenommen.

Der Gebietsführer richtet zündende Worte der Ermahnung an die gebannt Lauschenden.

Dann als Abschluß das

„Vorwärts, vorwärts dröhnen die hellen Fanfaren."

Bei unsrer Abfahrt recken sich nochmals Dutzende von Armen dem Gebietsführer entgegen.

Am Flaggenmast bläht sich die mächtige Hakenkreuzfahne der Jugend.

*

Ueberreich die Eindrücke an einem solch kurzen Vormittag, unmöglich, sie alle wiederzugeben.

Die Gedanken überstürzen sich.

Gefolgschaftsführer Tapper steuert in sausender Fahrt zurück nach Karlsruhe. Und wie wir durch unsere sonnenüberflutete Heimat fahren, überkommt uns ein unbändiges Gefühl der Freude.

In diesem Geist werden monatlich allein in Baden hunderte junger Volksgenossen erzogen. Diesen Geist wird jeder einzelne von ihnen hunderten vorleben. Die Hitlerjugend ist die Jugend des deutschen Volkes. **Sie wird einst den Kampf um ihr Lebensrecht hundertprozentig siegreich bestehen.**

Die Generation, die in zehn, zwanzig und fünfzig Jahren die Geschicke Deutschlands lenkt, wird den Teufel nicht fürchten!

Rolf Steinbrunn.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Renate im Schwarzwald

Die bekannte Filmdarstellerin Renate Müller weilte 3 Wochen zur Erholung im Kurhaus Bühlerhöhe. Sie hatte die Liebenswürdigkeit, unser R.-Redaktionsmitglied zu empfangen, um sich in zwangloser Weise mit ihm über die Aufgabe der Filmschaffenden im neuen Staat zu unterhalten.

Als vor einiger Zeit die Nachricht durch die Presse ging, Renate Müller sei nach Beendigung ihres glänzenden Filmerfolges „Viktor und Viktoria" mitten in der Arbeit zu einem neuen Tonfilm zusammengebrochen und habe auf ärztliche Anordnung ein Berliner Sanatorium aufsuchen müssen, haben es alle Freunde der jungen Künstlerin lebhaft bedauert, daß der vielversprechende Film „Freut euch des Lebens" dadurch eine Umbesetzung erfahren mußte. Die Münchnerin Renate Müller als echt bayerische Kellnerin kennen zu lernen, wäre sicher eine Freude für jeden gewesen, der ihre schalkhafte und urwüchsige Art liebgewonnen hat.

Nun kam Renate in unseren schönen Schwarzwald. Wenn wir die Gelegenheit wahrgenommen haben, Renate Müller auf der Bühlerhöhe zu besuchen, dann geschah dies nicht in der Absicht, eines der üblichen auf Sensation und Indiskretion aufgebauten Interviews zu bringen, wie das in der liberalistischen Vergangenheit üblich war, sondern es kam uns darauf an, aus dem Munde einer Künstlerin, die als Vertreterin der deutschen Filmkunst im In- und Auslande einen Namen hat, einmal etwas über das Filmschaffen im neuen Deutschland zu hören.

*

„Ist dort das Fernamt? Bitte Baden-Baden 919."

„Kurhaus Bühlerhöhe Hier!"

„Wir möchten gerne Fräulein Müller sprechen."

„Augenblick, bitte".

„Hallo, hier ist Renate Müller".

„Fräulein Müller, wir möchten uns gern einmal mit Ihnen unterhalten. Ist das morgen möglich?"

„Ja, kommen Sie rauf."

*

Eine Tür öffnet sich und wir lernen unsere liebenswürdige Gastgeberin kennen. Schon der erste Eindruck ist eine angenehme Enttäuschung. Renate Müller ist nicht das, was man sich im allgemeinen unter einem Star vorzustellen pflegt. Vom ersten Augenblick an strahlt ihre ganze Erscheinung frauliche Wärme und Herzlichkeit aus. Ihren naturblonden Haaren sieht man es an, daß sie keinerlei Hilfsmittel notwendig haben, um schön zu sein, dazu bilden ihre braunen Augen einen reizvollen Kontrast. Nirgends ist etwas von der Haltung zu finden, die beim Besucher so mancher Größen von Bühne und Film den Eindruck der gewollten Pose hinterläßt. Sehr schnell ist der Kontakt gefunden, denn Fräulein Renate ist durchaus nicht auf den Mund gefallen und ihr Humor hilft über eine anfängliche Befangenheit schnell hinweg. Zwischen Suppe und Spätzle erzählt sie von ihrer Filmarbeit, der natürlich unsere erste Frage gilt.

*

„Ihr letzter Film „Viktor und Viktoria" lief in Karlsruhe mit großem Erfolg, er scheint auch den Welterfolg der früheren Ufa-Operetten noch zu übertreffen. Was uns aber vor allem an diesem Film gefallen hat, ist die konsequente Durchführung eines Unterhaltungsfilmes mit typisch deutschem Lustspielcharakter im Gegensatz zu der amerikanischen Groteskkomik mit all ihren Verzerrungen und Unwahrscheinlichkeiten."

Dieser große Erfolg ist nach Ansicht Renate Müllers nur dem überragenden Können Reinhold Schünzels (und der schauspielerischen Leistung der Hauptdarsteller!) zu verdanken.

„Dazu kommt aber noch seine Leistung als Verfasser des Drehbuches, das teilweise in gebundener Sprache gehalten ist und sich dem leicht beschwingten Stil des ganzen Werkes wunderbar anpaßt. Die Musik hat Franz Doelle, übrigens nach Anweisung Schünzels so geschrieben, daß sie genau dem Stimmumfang meines Partners Thimig und meiner eigenen Stimme entsprach. Schünzel sagte sich: ich kenne den Thimig und ich kenne die Müllersche. Ich weiß, wenn sie singen sollen, dann wird der Thimig so singen, und die Müller wird so singen, also richten wir uns darnach. Dieses starke Einfühlungsvermögen macht ihn zu einem der besten Spielleiter des deutschen Films."

„Es ist sehr bescheiden von Ihnen, Fräulein Renate, nur von den Leistungen anderer zu sprechen. Wir möchten Sie aber nun bitten, uns etwas von Ihrer eigenen Person zu erzählen." „Ja, meine Erkrankung war keine leichte Sache. Ich war nach Beendigung von „Viktor und Viktoria" derart angegriffen und mit den Nerven herunter, daß es mir sehr schwer fiel, nach kurzer Pause gleich eine neue Rolle in Angriff zu nehmen. Während der Aufnahmen zu dem neuen Film „Freut euch des Lebens" bin ich dann völlig zusammengebrochen. Hier oben habe ich mich in den vergangenen 3 Wochen verhältnismäßig rasch erholt."

*

„Nun noch zwei Fragen, Fräulein Renate. Einmal: macht Ihnen das Filmen im neuen Staat Freude und dann, wie denken Sie sich die Aufgabe des Filmkünstlers von heute?"

„Wenn Sie mich so fragen", anwortet Renate Müller ohne lange zu überlegen, „muß ich Ihnen sagen, ja! Es ist eine Freude, am Aufbau des deutschen Filmes mitarbeiten zu dürfen und ich hänge sehr an dieser Arbeit. Wir haben eine sehr praktische Art der Zusammenarbeit gefunden. Vor Beginn der Aufnahmen zu unserem letzten Film haben wir uns mit den Herren von der Filmkammer in Verbindung gesetzt, das Drehbuch wurde durchgesprochen, Abänderungsvorschläge wurden gemeinsam behandelt und dann konnte die Arbeit ungehindert vor sich gehen. Wie Sie ja gesehen haben, ist es ein schöner Erfolg geworden. Die Aufgabe des Filmkünstlers denke ich mir so, daß er nach seiner Begabung und nach seinen Fähigkeiten in den verschiedenen Filmgattungen und Rollen beschäftigt werden soll. Der Film hat heute in weit stärkerem Maße als früher die Aufgabe der Unterhaltung übernommen. Unterhaltung und Ablenkung von den Lasten des Alltags kann und muß in künstlerischer Form geboten werden. Dabei kann eine Tendenz in der Richtung einer weltanschaulichen Erziehung vorhanden sein. Anständigkeit der Gesinnung wird dabei die Grundlage sein müssen. Dr. Goebbels hat in einem Vortrag vor den Filmschaffenden diese Grundsätze dargelegt und betont, daß es vor allem auf diese Gesinnung ankomme."

*

Inzwischen ist es reichlich spät geworden und wir müssen langsam an den Aufbruch denken. Als Badener, die stolz auf ihre Heimat sind, dürfen wir natürlich die Frage nicht vergessen, wie es unserer Künstlerin im Schwarzwald gefällt. Da bekommen wir ein überreichliches Lob zu hören!

Wundervoll sei es hier oben, Natur, Landschaft und Menschen seien von eigenartigem Reiz. Na, das freut einen denn ja auch. Wie Renate zum Film gekommen sei? Das wollen wir unbedingt noch wissen (Zeitungsleute sind schrecklich neugierig).

„Ich habe die ganze Laufbahn einer Bühnenschauspielerin von der Anfängerin bis zum endlichen Erfolg durchgemacht. Vor meiner Filmlaufbahn war ich am Staatstheater Berlin, wo ich in ernsten und heiteren Stücken spielte. Von da hat man mich zum Film geholt. Und schon singt sie ihre Partie aus ihrem letzten Film als Susanne Lohr:

„Ich möchte so gern Karriere machen, ich
habe Talent, ich bin begabt.
Ich möchte so gern Karriere machen, doch
hab ich noch niemals Glück gehabt.
Kann singen, kann lachen, kann tanzen .."

Na, ein bißchen Glück hat sie ja wohl gehabt, meinen wir. Aber bei dem Wort Glück klopft sie schon dreimal auf die Holzwand (welcher Schauspieler ist nicht abergläubisch?) und wir — klopfen mit.

*

Am 16. April ging folgendes Schreiben der Künstlerin auf der Schriftleitung des „Führer" ein:

Der Redaktion „Der Führer" beste Grüße!

Wollen Sie allen Badenern auf diesem Weg danken für die vielen bezaubernden Zeichen von Liebe und Anhänglichkeit, die sie mir während meines Aufenthaltes erwiesen haben. Ich hab' mich nämlich so darüber gefreut (und Freude macht bekanntlich auch mit gesund), daß ich mich deshalb in den letzten Wochen so schön erholt habe. Auf Wiedersehen im Schwarzwald bei meinem nächsten Urlaub!

Mit deutschem Gruß
Renate Müller.

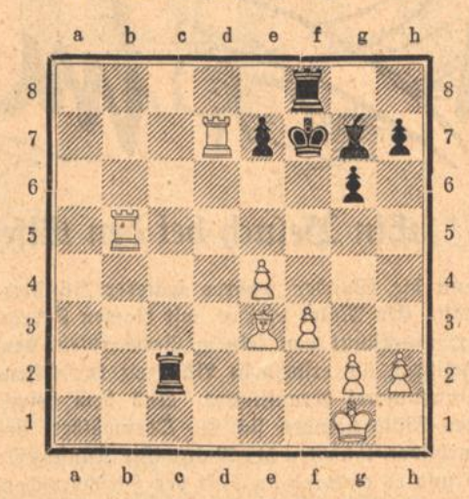
Annabella und John Loder
in dem Film „La Bataille"
(Verleih: Bayerische Filmgesellschaft)

Badisches Schach

Herausgeber Badischer Schachverband im Großdeutschen Schachbund

Folge 16, 22. April

Schwarz am Zug erzwingt remis



In der letzten Runde des süddeutschen Zonenturniers in München kamen die beiden badischen Vertreter Hussong und Rutz zusammen. Wie Bild zeigt, hat Schwarz einen Bauern weniger, kann aber durch die mächtige Turmstellung auf c2 das Unentschieden erzwingen.

1. . . . . Tf8—a8. 2. Tb5—d5, Tc2—e2! (Der Turm wird über das kritische Feld d2 hinweg geführt, um den König auf der 1. Reihe festzuhalten.) 3. Le3—f4, Lg7—c3! (Das kritische Feld wird noch einmal überdeckt, jetzt gibt es gegen Ta8—a2 keine genügende Verteidigung mehr). 4. Lf4—g5, Lc3—b4, 5. Kg1—f1, Ta8—a2, 6. Lg5—h4, Te2:g2. Schwarz hat seinen Bauern wieder und steht durch den Besitz der 2. Reihe sogar etwas besser, ob sich allerdings dieser kleine Vorteil zum Gewinn verdichten läßt, ist sehr fraglich. Gleich nach Beendigung der Partie glaubte Hussong mit sofortigem Ld2 seinen materiellen Vorteil halten zu können, aber nach diesem nur scheinbar besseren Zug hat Schwarz folgende scharfe, problemartige Wendung: 1. . . . . Ta8, 2. Ld2, Tca2! 3. Tbd5, Lh6! 4. Lh6: Tg2:+, 5. Kf1, Tgf2+, 6. Ke1? Tfh2: und Weiß muß seinen Läufer zurückgeben.

Eine schneidige Partie des süddeutschen Meisters

Spanisch

Weiß: Hahn — Schwarz: Neckermann

1. e2—e4 e7—e5 2. Sg1—f3 Sb8—c6
3. Lf1—b5 a7—a6 4. Lb5—a4 Sg8—f6
5. Dd1—e2 Lf8—c5 6. c2—c3.

Den etwas voreiligen Läuferzug des Gegners konnte Weiß mit 6. Lc6: dc6: 7. Se5: Dd4 8. Sd3 La7 9. f3 beantworten. Präziser hätte Schwarz daher 5. . . . . b5 gespielt.

6. . . . . 0—0 7. 0—0 b7—b5
8. La4—c2 Dd8—e7 9. b2—b3 h7—h6
10. Lc1—e3 d7—d6 11. h2—h3 Sc6—d8
12. Sb1—d2 g7—g5?

Ein aussichtsreicher Angriff kann sich daraus nicht ergeben, weil Weiß besser entwickelt ist und alle Truppen gut postiert hat.

13. d3—d4 Lc5—b6 14. a2—a4 b5×a4
15. Ta1×a4 Kg8—h8. 16. d4×e5 d6×e5.
17. Sd2—c4 g5—g4

Da sowohl e5 wie b6 angegriffen sind und Le3: nicht zu befriedigen vermag, versucht Schwarz einen Gegenangriff, allerdings ohne viel Aussicht.

18. Sf3×e5 g4×h3 19. g2—g3 Tf8—g8
20. Sc4×b6 c7×b6 21. Le3—d4.

Einen solchen Läufer vermag die schwarze Stellung nicht mehr auszuhalten!

21. . . . Tg8—g5 22. Se5—f3 Lc8—g4
23. De2—d3 Tg5—g7

Nach dem Abtausch auf f3 würde der Druck gegen f6 umso fühlbarer hervortreten.

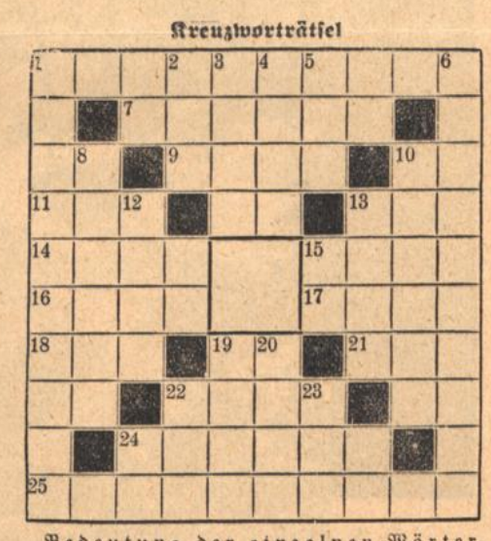
24. Sf3—h4 Lg4—d7 25. e4—e5! Sf6—h5
26. e5—e6

Droht Matt auf h7.

26. . . . f7——f6 27. e6×d7 De7×d7
28. Dd3—f3 Aufgegeben.

Rätsel-Ecke

Kreuzworträtsel

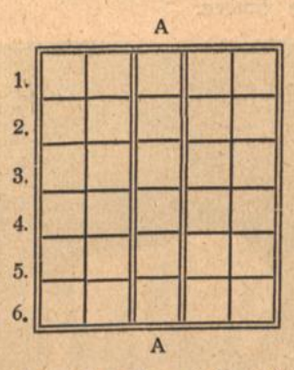


Bedeutung der einzelnen Wörter.

a) von links nach rechts: 1 Stadt in der Mark, 7 weiblicher Vorname, 9 Fessel, 11 Handlung, 13 Teil des Auges, 14 Vater eines Riesengeschlechts, 15 Theaterplatz, 16 Roman von Zola, 17 Wild, 18 Erfrischung, 21 Teil des deutschen Juras, 22 Lasttier, 24 ägyptischer Königstitel, 25 Berg im Spessart;

b) von oben nach unten: 1 Lutherstadt, 2 Nebenfluß der Donau, 3 Haushaltsplan, 4 Aschenkrug, 5 spanischer Nationalheld, 6 Stadt in Ostpreußen, 8 das gelobte Land, 10 Bestandteil des Eis, 12 wertloser Kram, 13 weiblicher Vorname, 19 Nebenfluß der Donau, 20 Gedichtteil, 22 Lebensgemeinschaft, 23 Teil des Rindermagens.

Einsatzrätsel

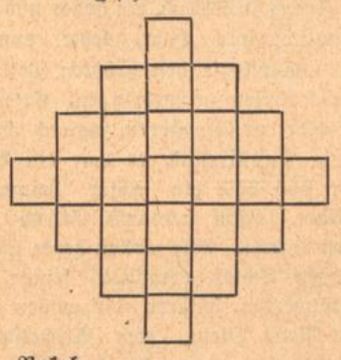


Man setze in die ersten und letzten beiden Felder der Reihe nach Wörter folgender Bedeutung: 1. chines. Geldeinheit, 2. Spieleinsatz, 3. schwedisches Verwaltungsgebiet, 4. Bergmannsausdruck, 5. Gewässer, 6. Raubtier.

Hierauf in die senkrechte Reihe (A) den Namen einer Papageienart eingesetzt, ergeben die waagerechten Reihen nunmehr:

1. Schiffstau, 2. weibl. Vorname, 3. Tuch, 4. Phantasiegebilde, 5. asiatischer Volksstamm, 6. Landmann.

Magischer Diamant



Vokal
Körperteil
männlicher Vorname
Blutgefäß
Sittenlehre
Strom
Vokal

Waagerechte und Senkrechte sind gleichlautend.

Lösungen

3-Züger

Weiß: Ke1, Db3, Th5, Lb5 (4). Schwarz: Ka5, Th8, Be5, f5 (4). Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

1. Th5—h6! Th8×h6 (es drohte sowohl Db3—a4+ wie auch Th6—a6+) 2. Lb5—f1! (mit der Drohung Db3—b5+) Th6—b6 3. Db3—a3+. Das einzige Fluchtfeld hat der eigene Turm verstellt!

Weiß gewinnt

18. Lg5×f6 g7×f6 (Nach Lb7 Dg4 D×g2+ D×g2 behielte Weiß auch eine Figur mehr) 19. Dd1—g4+ Kg8—h8 20. Ld3—e4 Dd5—c4 21. Dg4—h4 (droht D×h7+) f6—f5 22. Dh4—f6+ nebst 23. Le4×a8.

Kreuzworträtsel.

a) 1 Braunlage, 7 Leoni, 8 Hus, 9 Not, 10 Tabor, 13 Ode, 15 Kuba, 16 Omar, 17 Ate, 19 Regen, 23 Sem, 25 Oos, 26 Diana, 27 Ruebeland; — b) 1 Blut, 2 Reh, 3 Unna, 4 Niobe, 5 Gut, 6 Esther, 10 Tiber, 11 Roman, 12 Hut, 14 Dan, 15 Kantor, 18 Egede, 20 Emil, 21 Grad, 22 Sou, 24 Inn.

Sie sollen ihn nicht haben, Den freien deutschen Rhein.

Besser ohne Fest, denn ohne Rest.

Elfenbein im Odenwald

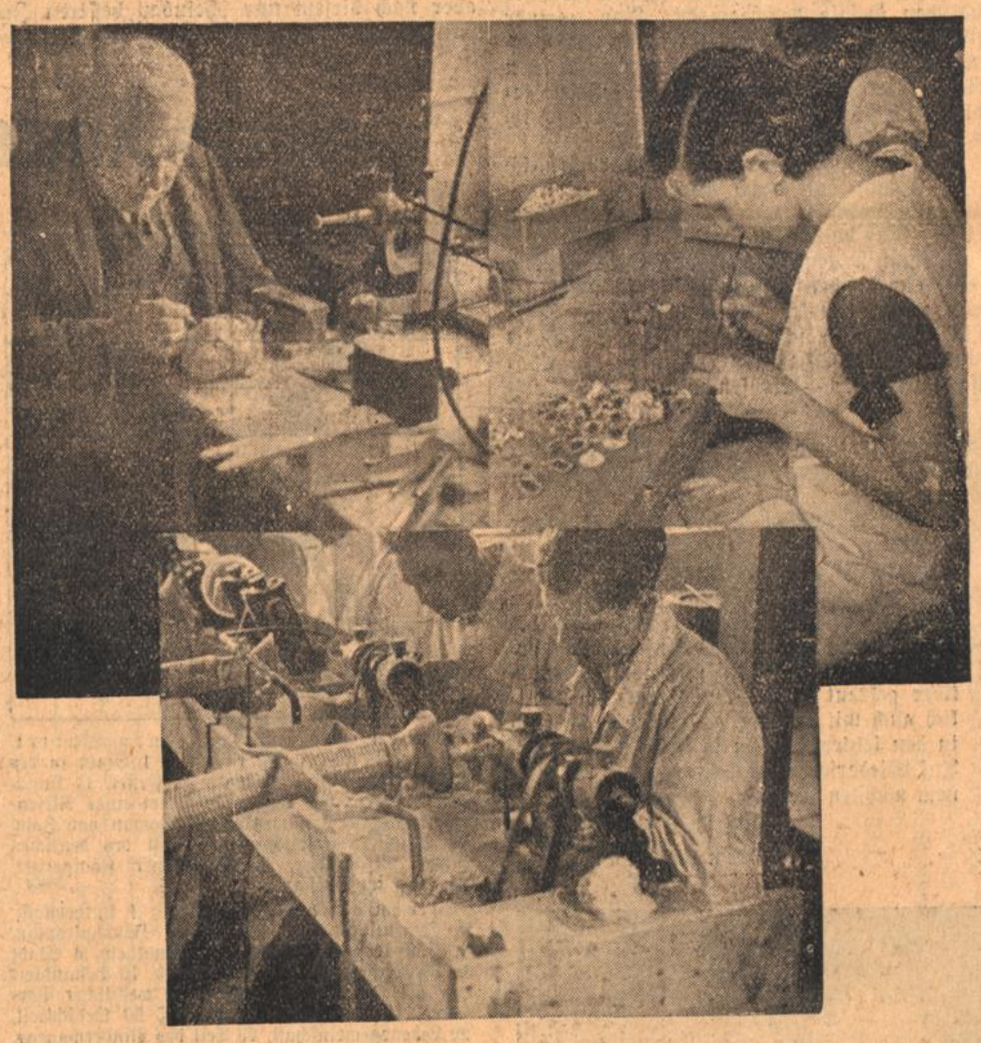
Ein Besuch bei den Elfenbeinschnitzern in Erbach

Erbach im Odenwald, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises der hessischen Provinz Starkenburg, Luftkurort und Wintersportplatz im engen Tal der Mümling, 220 m über dem Meer, rund 4000 meist evangelische Einwohner, Schloß aus dem 16. Jahrhundert, wertvolle Sammlungen, Fachschule für Elfenbeinschnitzerei, Elfenbein-, Tuch- und Schuhindustrie . . . so sagt das Lexikon und schon aus dieser trockenen Aufzählung schimmert etwas wie Romantik heraus. Wie kommen wir nach Erbach?

Fahrt durchs Neckartal. Blüten, nichts als Blüten bilden ein betäubendes Spalier. Langsam fließt der Neckar, als könne er nur schwer von diesen schönen Ufern sich trennen. Hirschhorn liegt träumend in der Mittagssonne. Kurz vor Eberbach aber biegt nun leider die Straße links ab, wir kommen ins Tal der Mümling. Es ähnelt ein wenig unserem Albtal, aber stiller und unberührter liegen Wiesen und Wälder, die paar Höfe und Dörfer völlig abseits der großen Welt verbringen beschaulich ihr Dasein. Bis kurz vor Erbach die Landschaft sich wandelt und willig den Rahmen schafft für dieses Städtchen, das nur aus Türmen und Giebeln und alten Winkeln besteht und das doch auf eine eigene Weise romantisches Mittelalter und geschäftige Neuzeit zu verbinden weiß. Schulkinder auf dem Heimweg, Forellen im Bach und dann das Schloß, das stilvoll-schöne Schloß der Grafen Erbach-Erbach.

Graf Franz zu Erbach, ein hoher und reichsunmittelbarer Herr, lebte von 1754 bis 1823 und pflegte den größten Teil dieses Lebens auf Reisen zu verbringen. Er war ein großer Jäger vor dem Herrn, zugleich aber auch ein großer Kunstfreund, er war ein Weltenbummler und doch ein echter heimattreuer Odenwälder. Ihm verdankt Erbach seinen bekannten Namen. Wir wollen heute nicht von dem großen Schloß erzählen, seinen Sälen und Kunstwerken, sondern wir wollen zusammen mit Papa Glenz, dem Altmeister der Elfenbeinschnitzer, nur mal in das kleine, etwas kahle und nordwärts gelegene Zimmer hineinschauen, das seit kurzem zu einem kleinen Museum der Odenwälder Elfenbeinschnitzkunst geworden ist.

Da stehen in Schränken und Vitrinen die zierlichen Kunstwerke und künden uns ihre Geschichte. Graf Franz selbst, der gräfliche Künstler, sah auf seinen Reisen diese Kunst und verstand es, aus Horn- und Holzschnitzern seine Untertanen zu Künstlern des Elfenbeins zu machen. Noch heute birgt ein kleiner Schrank seine eigenen Werke, daneben aber reihen sich dann die Wunder wahrer späterer Künstlerschaft. Ein Maler war es, mit Namen Kehrer, der, unterstützt von seinem Verwandten, dem Archivrat, die erste hohe Blütezeit der Elfenbeinschnitzerei heraufführte. Aus dem heimischen Wald nahmen sich die Odenwälder ihre Vorbilder, lauschten der Natur ihre Kunstwerke ab und es entstand die Zeit der Hirschbroschen, die ihren Weg über die ganze Welt antraten. Mit ihnen zugleich ein paar unternehmungslustige Bauernburschen, die bis hinauf nach Hamburg kamen, bis hinüber ins bayerische und gar bis London und Antwerpen oder sogar bis Afrika. Sie lernten manches hinzu auf diesen Fahrten und brachten neues Wissen und neue Kunstfertigkeiten heim. Es kam die Zeit der Blumen- und Bukettbroschen, es kam weiter die Zeit der Rosen, die seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts sich bis in die heutige Zeit hinein erhalten haben und die größten Kunstwerke Erbacher Schnitzerkunst zeigen. Später ging man auch zu ganzen Gruppen über, zu Figuren und symbolischen Gestalten, Armbänder und Anhänger entstanden und ließen den Namen Erbach weit berühmt werden, und noch heute steht in einem Schrank ein riesiger Humpen, aus Elfenbein geschnitzt und mit Silber eingelegt, dessen Brüder bei Fürsten und Kunstmäzenen reiche Anerkennung fanden.



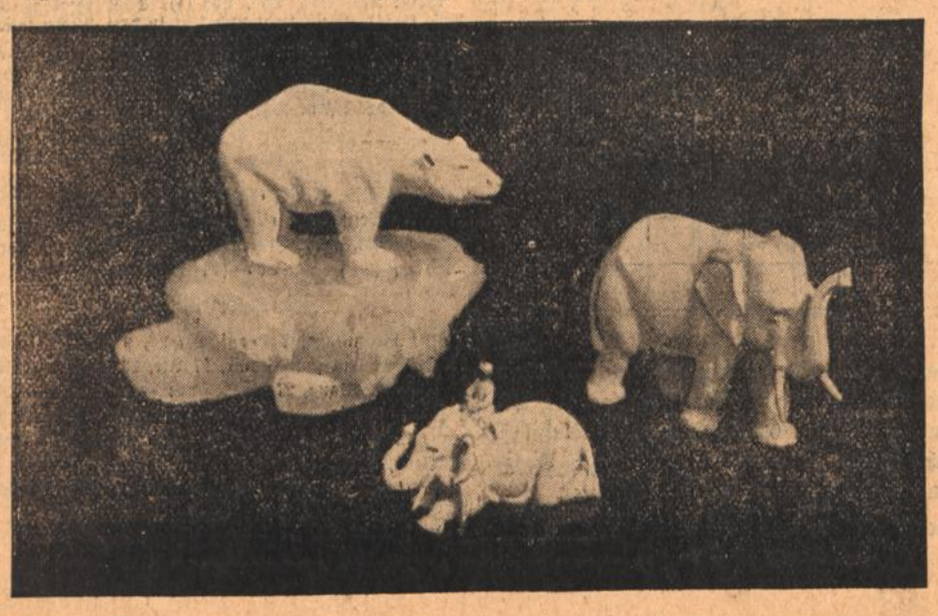
Was weiß der Elefant im fernen Afrika von Erbach? Aber eines Tages wird er gefangen, seiner Zähne beraubt und nun wandern diese von Kapstadt nach London, von London nach Antwerpen, nach Hamburg, Frankfurt und wo überall Grossisten dieser edlen Ware sitzen. Ein großer Teil des Elfenbeins freilich tritt nun andere Wege an, wandelt sich in Klaviertasten und Billardbälle. Die besten und feinsten Zähne aber kommen nach Erbach und treffen dort mit manch anderen seltsamen Dingen zusammen, mit Zähnen von Nilpferden und afrikanischen Hirschebern, mit Walrössern und Pottwalen. Hübsch begleitet von einer Rechnung, wie wir sie in einem der dicken Bücher fanden:

2 gebogene Seepferdzähne	Kg. 3.100	37.50	Mk.
2 gerade Seepferdzähne	Kg. 1.500	15.—	Mk.
2 Eberzähne	Kg. 0.470	4.70	Mk.
2 Schweinseberzähne	Kg. 0.150	—.15	Mk.
1 Walroßzahn	Kg. 2.550	20.40	Mk.
1 Pottwalzahn	Kg. 0.970	2.90	Mk.

Was nun aber die wirklichen Elefantenzähne betrifft, so haben sie ein ganz anderes Gewicht als ihre geringeren Kollegen und auch einen ganz anderen Preis. Bis zu 70 Kg. kann so ein Elefantenzahn wiegen und dann ist er über zwei Meter hoch und jedes Kilo kostet je nach Qualität seine 35—45 Mark! Da heißt es dann schon sorgsam umgehen mit so kostbarem Stoff.

Zuerst wird ein Modell geformt. Entweder nach einer Zeichnung, einem Gemälde oder nach der Natur, indem man, wie dies Altmeister Glenz zu tun pflegt, nach Frankfurt reist und in dem zoologischen Garten seine Studien macht. Das Modell in Gips, Wachs oder Plastellin steht nun Pate beim Beginn des Kunstwerks. „Da steckt es drin", sagt Meister Glenz und nimmt einen Elefantenzahn und beklopft ihn zärtlich. Es beginnt alsdann die erste rohe Arbeit mit der Säge. Rasch entstehen unter so geübten Händen die ersten Konturen eines schneeweißen Elefanten. Dann kommt der Stichel und der „Zahnarzt-Bohrer". Meißel, Schaber und Fräsmaschine schließen sich an und, siehe da, mit einem Male steht leibhaftig ein zierlicher Elefant auf dem Tisch, steckt kokett den Rüssel in die Luft und spreizt die Ohren — ein reizvolles Kunstwerk bester deutscher Handwerkskunst.

Es gibt neben den über hundert kleinen Einzelwerkstätten aber auch schon große Untermen mit einer ganzen Reihe von Arbeitern. Da werden dann — oft auch aus Kunstharz statt Elfenbein — die billigeren Massenartikel hergestellt: Zierliche Ansteckbroschen, die kunstvoll zu Margueritenblumen gefärbt werden, Kettchen, Rosenbuketts und allerhand feiner Zierat. Da kommen große Aufträge von Verbänden und Organisationen, da kommen aber oft auch heute noch Aufträge aus dem Ausland, wenn auch der Pfund- und Dollarsturz sich bis tief in den Odenwald hinein ausgewirkt haben, denn gerade England und seine afrikanischen Kolonien und Nordamerika waren die besten Abnehmer für die Erbacher Massenprodukte. Aber wenn auch jetzt noch keine Konjunktur ist in dem stillen kunstfertigen Städtchen, so sind die Elfenbeinschnitzer doch guten Mutes. Sie merken an den anderen Betrieben ihrer Stadt, daß es überall aufwärts geht, sie wissen, daß nun zunächst einmal die Leute das Geld erst für das notwendigste brauchen, daß sie gewissermaßen am Ende einer langen Kette stehen, aber daß schließlich, wenn es allen besser geht, der Sinn und die Freude an ihren kleinen Luxusartikeln wieder kommen wird. Sie haben durchgehalten, während an manchen anderen Orten Deutschlands, wo ähnliche Kunsthandwerke zuhause waren, die Neuzeit den Sinn der Handwerker anderen Berufen zugelockt hat. Und sie sind fest überzeugt, daß sie dafür belohnt werden.

Vielleicht, daß mancher Leser dieser Zeilen auch mal durch den Odenwald kommt. Vergesset dann nicht, euch Erbach anzuschauen, sein Schloß, seine alten Giebel und Winkel. Und nicht das kleine Museum der Elfenbeinkünstler im Odenwald.

Fred Feez.